

GRENZERFAHRUNG



**Krieg, Klimawandel, Pandemie – inmitten all der Krisen fragt sich ganz Europa:
Schaffen wir das? Wer sind wir eigentlich, und wer wollen wir sein?**

**Unsere Autorin Carolin Emcke hat nach dem gesucht, was die Idee dieser
Gemeinschaft aus Staaten und Menschen heute zusammenhält.**

Unterwegs an den Rändern des Kontinents.

Von Carolin Emcke, Fotos: Sebastian Bolesch

6. Oktober 2022 - 24 Min. Lesezeit

Ich gehöre zu den Verschonten. Vielleicht muss es so beginnen. Vielleicht lässt sich über die Gegenwart nicht schreiben, ohne offenzulegen, wer da schreibt. Krieg und Gewalt, Flucht und Vertreibung waren die Erfahrungen anderer, nicht meine. Ich habe die Verbrechen und Brutalitäten des vergangenen Jahrhunderts nicht am eigenen Leib erlebt, ich habe sie lediglich geerbt, als unhintergehbare Wahrheit und als ethische Aufgabe, die zu tragen die leichtere Last war als die der anderen.

Mir wurde erspart, was andere versehrt hat, die politischen Bruchstellen, die so tief eingreifen, dass sie das eigene Leben zerteilen und auf immer verändern. Das ist zunächst, aber nicht nur, ein generationeller Unterschied. Ich wurde 1967 geboren. Das habe ich mit der Mehrheit der Staats- und Regierungschefs der EU gemein: 22 der 27 Politikerinnen und Politiker, die in Europa in dieser historischen Krise Verantwortung tragen, wurden nach 1960 geboren. Niemand unter den 27 war noch Zeuge des Zweiten Weltkriegs. Der älteste, Nicos Anastasiades, aus Zypern, kam 1946 zur Welt.

Ich habe keine Erinnerungen an Krieg und Diktatur. Ich habe nur erlebt, was diese Erinnerungen, die zutreffenden oder die eingebildeten, die erzählten oder die verschwiegenen, anrichteten. Wie sie Menschen entstellten. Und wie mit diesen und gegen diese Erinnerungen erstritten werden, musste und immer noch muss, wie demokratisch, wie antirassistisch, wie offen diese Gesellschaft sein will.

GRENZERFAHRUNG

Meine Generation musste sich verhalten zu der gewaltförmigen Geschichte, musste entscheiden, welche Kontinuitäten und welche Diskontinuitäten sich erkennen lassen. Aber das war keine existenzielle Prüfung, denn es geschah im mutmaßlich geschützten Raum eines Rechtsstaats, inmitten eines befriedeten Europa. Es gab Konflikte und Anfechtungen, aber wir mussten unsere Überzeugungen nicht unter Androhung von Folter oder Exil beweisen. Die Angst vor Hyperinflation, vor der Entwertung alles Erarbeiteten, kenne ich lediglich aus den verzweifelte Alpträumen anderer. Das hat auch damit zu tun, wo ich aufgewachsen bin, im Westen, wo uns keine Anpassung an eine ganz andere Ordnung abverlangt wurde. Das hat, nicht zuletzt, auch damit zu tun, dass meine Familie nicht aus Bosnien oder Sri Lanka entkommen ist, dass niemand fliehen musste vor ethnischer Gewalt oder Unfreiheit.



Nun, die Schonfrist ist zu Ende. Der Glaube, vielleicht nicht individuell, aber doch als Gesellschaft geschützt zu sein, die Gewohnheit, Tod und Zerstörung immer nur woanders, immer nur medial vermittelt zu verorten, ist zerstoßen.

Auf einmal zieht die Angst ein vor dem Winter, vor einer nuklearen Katastrophe, vor einem eskalierenden Krieg, und prägt das öffentliche und private Sprechen. Die Zeiten hatten sich schon gewendet, bevor es das Wort der Zeitenwende gab. Der Krieg zwingt Europa zu einer selbstkritischen Ehrlichkeit, die es lange glaubte, vermeiden zu können. Es gibt Krisen nicht mehr im Singular, sondern nur im Plural: die Klimakatastrophe und die verschleppte Energiewende, die fahrlässige Abhängigkeit von russischem Gas (und chinesischen Rohstoffen), die sich verteuernenden Lebenshaltungskosten, die soziale Ungleichheit, die autoritären, faschistischen Bewegungen, die nach der Macht greifen wie in Italien, es verdichtet sich.

In dem wunderbaren Roman *Das Rätsel der Rückkehr* des haitianisch-kanadischen Schriftstellers Dany Laferrière gibt es die Vermutung, die Verschiedenheit der Kontinente lasse sich daran ablesen, um welche Obsessionen ihre Literatur kreisen. »Bei den Nordamerikanern (...) ist es der Raum, bei den Südamerikanern die Zeit. Bei den Europäern ist es der Krieg.« Stimmt das?

GRENZERFAHRUNG

Ist Krieg das zentrale Motiv, das den europäischen Kontinent prägt? Kann sich Europa seiner eigenen Identität nur versichern, indem es sich im Angesicht von Kriegen betrachtet und womöglich neu erfindet?

Wenn das zutrifft, dann wäre jetzt ein guter Zeitpunkt, um sich auf die Suche zu machen und zu fragen: Was ist dieses Europa im Moment der Krise? Nicht nur in seinem Zentrum, nicht nur in Brüssel oder Paris oder Warschau, sondern an seinen Rändern, an der Peripherie. Was erzählen diejenigen über Europa, die schon dazugehören, und was diejenigen, die sich danach sehnen?

Verdun, Frankreich

Sonderbarerweise ist sofort klar, wo die Reise beginnen muss. Verdun. Es ist Ende Mai, der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj hat in seiner jüngsten Videobotschaft das Kriegsgeschehen im Donbass mit »Das ist die Hölle« beschrieben, und Verdun wirkt in der Hitze dieses Tages noch unwirklicher.



Ganz gleich, wie viele Bilder es im inneren Archiv schon gibt, der Anblick der endlosen Grabreihen des »Ossuaire de Douaumont«, des Beinhauses von Douaumont, nimmt einem den Atem.

Schlimmer als die Gedenkstätte ist die Natur, wie eine stumme Übersetzung der Erfahrung: die zerrütteten Landschaften, in die die Schlachten sich eingeschrieben haben, aufgerissene Flächen, wie verkrüppelt.

Es ist nicht ganz klar, was es heißt, sich an historische Orte aufzumachen, warum sich eine kollektive Erfahrung so eher verstehen lassen sollte als durch Lektüre, aber die Fragen, die einen hier bedrängen, erzeugen einen körperlichen Schwindel: Was ist das für eine Ungeheuerlichkeit, dass nach diesem Gemetzel je wieder Vertrauen entstehen konnte? In andere, aber auch in sich selbst, als menschliches Wesen. Wäre ein unbeschädigtes oder nur ein beschädigtes Leben die humane Antwort auf diesen (oder jeden anderen) Krieg?

GRENZERFAHRUNG

Braucht es das Vergessen, um einander wieder begegnen zu können, oder ist allein das Sich-Erinnern an die Gewaltexzesse die notwendige Voraussetzung ihrer Verhinderung? Warum fehlt dagegen noch ein Gedenkort für die Opfer des europäischen Kolonialismus? Wie sollen Schwarze Europäerinnen und Europäer Vertrauen aufbauen, wenn koloniale Gewalt kaum reflektiert wird als Erbe, das in die Gegenwart ausstrahlt?

Calais, Frankreich



Im Zug an die nordfranzösische Küste sitzt am Fenster ein schwächlicher Jugendlicher, dem man die Zumutungen des Weges ansieht, der hinter ihm liegt. Er hat die gleichmütige Würde derer, deren Würde schon so oft verletzt wurde, dass sie nichts mehr erstaunt an Demütigungen. Wenn jemand ihn grundlos aus der Bahn werfen würde, wäre es nur eine Wiederholung früherer Erlebnisse, keine Überraschung. Wir nennen unsere Vornamen und woher wir kommen. Die kulturelle Hegemonie zeigt sich daran, wer wie viel Wissen über seine Heimat beim anderen voraussetzen kann: Ich nenne nur meine Stadt, er sein Land. Wir teilen keine gemeinsame Sprache, aber als ich Abdullah in meinem Notizbuch die Konturen von Afghanistan aufzeichne und die Orte darin, die ich bereist habe, strahlt er, der Stift wandert zwischen uns hin und her, als wir seine Fluchtroute zusammen malen, Iran, Türkei, Serbien, bis Ungarn. Alles danach, Europa mit Frankreich darin, ist nur eine grenzenlose Fläche.

GRENZERFAHRUNG

Er schaut unter seiner Mütze hervor und gestikuliert in Fahrtrichtung: »Calais?« Er will nach England, übers Meer, zur EU gehört das inzwischen nicht mehr, aber das sind Details. »Sea«, Meer, sagt er furchtlos, nur in mir tauchen dabei die Gesichter der verzweifelten Schiffbrüchigen auf dem Floß der Medusa auf, dem Gemälde von Théodore Géricault, das im Louvre in Paris hängt und dort bewundert wird, ohne damit die realen Tragödien im Meer, 230 Kilometer weiter, zu synchronisieren, »Calais«, sagt Abdullah noch mal und zeigt auf mich, um zu sehen, ob er mit mir zusammen aussteigen kann. Der Zug fährt durch die Frühlingssonne, und ich frage mich, was die richtige Antwort wäre. Also nicht die wahre, sondern die richtige.



Ob ich ihn nicht davor bewahren muss, sein Leben in einem überfüllten Schlauchboot zu riskieren? Ob ich ihn fehlleiten und mit ihm an einem anderen Ort aussteigen sollte, um nicht beim Sterben im Meer behilflich gewesen zu sein?

»Promigrantisch«, »antimigrantisch«, all die seltsamen Begriffe, wie Emmanuel Carrère sie einmal genannt hat, sie taugen nicht für die elend ambivalenten Situationen, die das europäische Grenzregime geschaffen hat und in die man ungewollt gerät.

Als wir schließlich in Calais aussteigen, steht niemand am Gleis. Keine buntbewesteten, mehrsprachigen Helfer und Helferinnen wie am Berliner Hauptbahnhof, die die ukrainischen Geflüchteten willkommen heißen. Hier wartet keiner. Hier ist Mitleid eine absichtsvoll verknappte Ressource, keine politische Tugend. Calais, das ist ein verlorener Posten am nordwestlichen Rand des Kontinents, für den sich niemand mehr interessiert, seit das »Dschungel« genannte Zeltlager 2016 geräumt wurde und keine dramatisch-aufregenden Bildspektakel mehr erzeugt. Ohne krasse Optik keine empathische Bedeutung.

»Es gehört zum Mechanismus der Herrschaft, die Erkenntnis des Leidens, das sie produziert, zu verbieten«, schrieb Theodor W. Adorno in der Minima Moralia, und das erklärt, was in Calais geschehen ist und noch immer geschieht. Geflüchtete gibt es noch, aber nicht mehr an festen Punkten, an denen sie versorgt werden. Geflüchtete werden in permanenter Unruhe gehalten. Sobald sich einige Zeltgruppen bilden, scheucht die örtliche Polizei sie wieder auf. Nichts Stabiles darf entstehen, das ist das nicht einmal heimliche Konzept, das Einzige, was statisch ist, sind die Leichen derer, die es nicht geschafft haben und die am Strand angespült werden.

GRENZERFAHRUNG



Anders als am Mittelmeer sind es im Ärmelkanal nicht Menschen, die beim Versuch sterben, rein in die EU zu kommen, sondern beim Versuch, sie zu verlassen.

Über die Stadt verteilt, an Orten, die unter, neben oder hinter Gegenden liegen, in denen sich Menschen gern aufhalten, also unter einer Brücke, neben der Promenade, hinter dem Park, campieren Geflüchtete, sie haben Schlafsäcke oder vielleicht auch ein Zelt, nichts Monströses, nur harmlos wirkendes Elend, das niemanden mehr bedrängt. Unter einer Brücke im Schatten sitzt Ibrahim und bietet einen Zipfel seiner Decke an, damit ich mich zu ihm setzen kann, die Geste der Gastfreundschaft erweist der, dem sie verweigert wird. Seit sieben Monaten harrt Ibrahim nun schon in Calais aus, alle Versuche, über den Kanal zu kommen, waren erfolglos. Wer es sich leisten kann, versucht es mit einem Schlauchboot übers Meer, wer es sich nicht leisten kann, versucht es als blinder Passagier in einem Lkw.

Ibrahim ist Experte in gescheiterten Versuchen. Das hat er gemeinsam mit den anderen hier, die aus dem Jemen, aus Syrien, aus dem Irak kommen, sie rücken nun dichter, näher an mich ran, sie reichen die Sprachen untereinander herum, damit jeder etwas verstehen und teilhaben kann. Eine Vorführung, was Europa sein könnte, von denen, die nicht dazugehören. Sie erzählen, wie sie hier gelandet sind, welche Wüsten, welche Lager, welche Erniedrigungen sie ertragen mussten auf dem Weg, »Das Furchtbarste war Europa«, sagt Ibrahim. »In Libyen wurde ich behandelt, wie ich es erwartet hatte, in Europa ...«, er stockt, »in Europa dachte ich, dass es anders wäre.« Der Satz wirkt nach, weil die anderen ihn übertragen in ihre Sprachen, wie ein trauriges Echo, bis es auch der Letzte verstanden hat. Was soll man darauf erwidern?

»Es tut mir leid, Ibrahim.« Europa enttäuscht gerade die, die an es glauben. Die realen Zahlen der Migration der EU stehen in keinem Verhältnis zu dem Abwehrspektakel, das an seinen Grenzen aufgeführt wird und das neofaschistische Demagogen in Ungarn oder Italien so schrill und paranoid wie möglich inszenieren. Laut Auskunft der EU-Kommission betrug der Anteil der Flüchtlinge an der Gesamtbevölkerung Mitte 2021 im Libanon 12,7 Prozent, in Jordanien 6,3, in der Türkei 4,4 und in der EU gerade mal 0,6 Prozent.

GRENZERFAHRUNG

»Der Staat täuscht Aktivität vor, indem er die Geflüchteten in Bewegung hält«, sagt Nathanaël Caillaux von der katholischen Hilfsorganisation »Secours Catholique«.

»Es ist keine Folter, aber es setzt den Menschen zu, es macht etwas mit ihnen.« Nathanaël spricht wie jemand, den man vergessen hat auf einer Insel und dessen Reservoir an Herzenstakt ihn dennoch aufrecht hält. Keine Spur von jener Erschöpfung, die viele Helferinnen und Helfer aus Calais fortgetrieben hat. Nathanaël ist noch hier. Die Unterstützung hat sich anpassen müssen. »Secours Catholique« betreibt nun ein Tageszentrum, das nicht zum Übernachten, sondern nur als Pause dient. Sozusagen als Disruption von der Disruption. Um für die Dauer einer Akkuladung an einer der Steckdosen sich aufzuwärmen oder um sich auszutauschen über den jüngsten Plan der britischen Regierung, unerwünschte Geflüchtete nach Ruanda zu deportieren. Unerwünscht, das wissen sie, sind sie alle.



Die Stadt simuliert Normalität. Die Fähren aus Dover pendeln immer noch mehr als 20-mal täglich über den Kanal und bringen Touristen hierher, die sich am Strand amüsieren oder in den Pubs, ob das nun hier so viel günstiger ist als in England, merkt ab einem bestimmten Pegel niemand mehr.

An einem Ort wie diesem braucht es brachialen Vergnügungswillen, anders wäre nicht möglich, die trostlose Wirklichkeit auszublenden. In der Nähe des Hafens ist eine dystopische Landschaft entstanden. Bäume galten den Behörden als potenzielle Verstecke und wurden abgeholzt. Alles ist überwacht, kontrolliert, gefilmt, ein Grenz-Panoptikum, in dem nicht eingesperrt, sondern ausgesperrt wird, ein hybrides Konstrukt aus altmodischen Elementen wie meterhohen Zäunen mit schneidendem Stacheldraht obendrauf und modernster Wärmebildtechnik.

Wie kann man das sehen und nicht sehen? Was richtet das an? Nicht nur in den Menschen, die hierher fliehen. Sondern was richtet das an in uns schmerzblinden Europäerinnen und Europäern, die wir mit dieser ausgrenzenden Struktur verwoben sind? Wir, die wir uns preisen, Trennungen und Mauern überwunden zu haben. Wie lassen wir zu, dass mit das Kostbarste des historischen Lernens, der Schutz derer, die Schutz brauchen, weil sie anderswo verfolgt und vertrieben wurden, einfach vergessen wird? Ist das dieselbe antrainierte Taubheit, die auch die Klimakatastrophe sehen und nicht sehen lässt? Sodass nichts geleugnet werden muss und trotzdem nichts Gravierendes für das eigene Handeln daraus folgt?

GRENZERFAHRUNG

»Rätsel gibt es nicht. Es gibt nur Verrätselungen«, schreibt Jan Philipp Reemtsma in Vertrauen und Gewalt, und weiter: »Wir verrätseln die Katastrophe, um uns unsere Normalität nicht als permanente Irritation zumuten zu müssen.« Vielleicht eint das die Klimakatastrophe und die Migrations-Tragödie, dass sie keine Rätsel mehr darstellen, aber politisch verrätselt werden. Sie kollidieren mit den Praktiken und Gewohnheiten der europäischen Gesellschaften, sodass es einen Reizschutz braucht, der all die Irritationen, all die Zerstörungen abmoderiert ins irgendwie überkomplex Verrätselte. So lassen sich das Schuldbewusstsein sedieren und die dringlichsten Aufgaben verzögern.

Dabei hat schon die Pandemie gezeigt, wie die Europäische Union agieren kann, wenn sie es denn, anders als in der Staats- und Finanzkrise 2009, tatsächlich will. Den nationalistischen Gegnern, die in der EU nur eine traditionsfeindlich-bürokratische Maschine wähen, wurde gezeigt, welche Ambition Europa entfalten und welchen sozialen Schutz es auch bieten kann. Das wäre die eigentliche Zeitenwende, wenn die Zäsur nicht allein für Investitionen in die militärische Verteidigung stünde, sondern auch für eine Gemeinschaft, die sich als solidarisch und unteilbar begreift und die Klimapolitik umsetzt, ganz gleich, was Putin noch bereithält.

Sulina, Rumänien



GRENZERFAHRUNG

Am genau gegenüberliegenden Ende von Europa, 2150 Kilometer von Calais entfernt, am Strand von Sulina, Rumänien, ist Russland keine abstrakte Gefahr, sondern spürbar nah. Es ist Juli, in weiten Teilen Europas toben Waldbrände, es ist die Zeit der Getreideernte in der Ukraine, aber die Route, die der Weizen normalerweise von Odessa aus in die Welt nimmt, ist blockiert. Und so stauen sich die Frachtschiffe in einer langen Reihe im Schwarzen Meer und bilden eine surreale Kulisse für die Familien mit ihren Kindern, die im Wasser toben. Hierher führen keine Straßen oder Gleise. Wer nach Sulina will, muss mit einer Fähre über einen der drei Donau-Arme reisen, langsam und verzaubert, begleitet nur von Storchschwärmen, die über einen hinwegfliegen.



Der kleine Fischerort im Donau-Delta ist der südöstlichste Ort der EU, längst vergessen von der Geschichte, verwunschen und entvölkert, seit die frühere Werft und die Fischkonservenfabrik in der Gegend geschlossen wurden und nur noch als nostalgische Ruinen die Ufer säumen.

Aber was Europa bedeutet, das lässt sich hier entdecken. Schon im 19. Jahrhundert gründete sich in Sulina die Europäische Donaukommission, ein transnationales Projekt, um die verschiedenen Kanäle des Deltas befahrbar zu machen.

Wenn man über den Friedhof von Sulina spaziert, möchte man sie noch einmal flüstern hören, all die Sprachen, die hier versammelt waren: rumänische, ungarische, türkische, griechische, russische, lipowanische, britische, deutsche, französische Stimmen.

Kleine Zäune sortieren das Gelände respektvoll in religiöse Zonen, es gibt muslimische, christliche, russisch-orthodoxe Felder, aber sie bilden ein bezauberndes, polyphones Ganzes. Die neonationalistischen Ideologen in Frankreich oder Italien, Ungarn oder Schweden versuchen gern, Vielfalt als Bedrohung zu dämonisieren, als sei das eine woke Erfindung des urbanen, promiskuen Milieus. Aber die kulturelle Homogenität, die sie als Tradition behaupten, ist Fiktion. Das Nebeneinander, Miteinander, Durcheinander der Sprachen und Kulturen war und ist europäische Normalität.

GRENZERFAHRUNG



Am Hafen von Sulina liegt die Veyssel Vardal und wird gereinigt. Der Seemann Marif steht am Kai und beobachtet, wie Matrosen Müllsäcke aus dem Bauch des Schiffes bringen. »Wir haben 40 Tage auf See warten müssen«, sagt Marif, als müsse er sich für die Menge an Abfall entschuldigen.

Alle Handelsschiffe mussten wegen des Krieges ihre Routen ändern. Die Veyssel Vardal steuert jetzt über den Donau-Arm von Sulina den ukrainischen Hafen von Ismajil an. Weil es dafür aber einen Lotsen braucht und die rar sind, müssen die Schiffe draußen im Schwarzen Meer warten, bis sie dran sind.

Auf die Frage, ob ihn der Krieg überrascht habe, lacht Marif milde, weil die Frage seine Herkunft verrät. Es ist wie das biblische »Schibboleth«, das Wort, an dem sich erkennen lässt, woher jemand kommt, weil es die einen aussprechen können und die anderen nicht. Wen die russische Invasion in der Ukraine erstaunt, der kann nur aus dem Westen kommen. »Ich bin aus Aserbaidschan, wir wissen, was Russland anrichtet.« Mir fällt Radu Dudău ein, der Direktor des Think-Tanks »Energy Policy Group«, den ich zwei Tage vorher in Bukarest traf, um über die Energiewende zu sprechen. Er sagte: »Wir in Osteuropa haben immer gewarnt vor Russland und wurden behandelt wie nervige, unerzogene Kinder. Unsere Verwundbarkeit wurde nicht ernst genommen.«

An der Einsicht in wechselseitige Verwundbarkeit hängt Empathie. Wer sich nicht verwundbar glaubt, dem fehlt allzu oft das Mitgefühl. Das würde einige der Konfliktlinien in Europa, zwischen Norden und Süden, aber auch zwischen Westen und Osten erklären. Dagegen gibt es ein affektives Europa der Assoziations- und Erinnerungsräume, das sich über Erfahrungen der Missachtung bildet. Der Krieg in der Ukraine ruft nicht nur alte Ängste in Polen oder Finnland auf, die an Russland grenzen, sondern auch in weiter entfernten Staaten wie Irland, weil sie dort wissen, was es heißt, sich gegen imperiale Zugriffe wehren zu müssen.

GRENZERFAHRUNG



Anderntags sind wir, der Fotograf Sebastian Bolesch und ich, unterwegs auf einem kleinen Boot mit Außenbordmotor, das sich durch eine der schönsten Landschaften schlängelt, die ich je gesehen habe.

Das Biosphärenreservat des Donau-Deltas birgt das weltweit größte zusammenhängende Schilfrohrgebiet, rechts und links des Bootes tauchen graue Reiher, Kormorane und sogar rosafarbene Pelikane auf, es ist eine fast unberührte Welt, die uns einhüllt und alles vergessen lässt.

Wir sind eine halbe Stunde unterwegs, da kommen uns Anton und Viorica in ihrem Ruderboot entgegen. Seit drei Stunden rudert Anton, drei Kisten Zwiebeln will er auf den Markt nach Sulina bringen.

Anton Carlan ist 75, sein ganzes Leben schon ist er Fischer im Delta. Seine Kinder sind fortgezogen, aber Anton will bleiben, auch wenn er Stunden rudern muss, um in die nächste Stadt zu kommen.

GRENZERFAHRUNG

Wir binden ihr Boot am Gebüsch fest und laden beide ein, mit uns in den Ort zu fahren – wenn sie uns danach zu sich in ihr Haus im tiefsten Herzen des nördlichen Deltas einladen. Und so sitzen wir eine Weile später unter einem Traubenbaum in Antons Garten, auf einer winzigen Insel im Nirgendwo, einen Kilometer von der Ukraine entfernt, drum herum nur Schilflandschaften, es gibt kein fließend Wasser, nur eine Latrine, das Telefon funktioniert schon lange nicht mehr, wenn seine Kinder mit ihm sprechen wollen, müssen sie beim Nachbarn anrufen. Von den 50 Familien, die einmal hier lebten, sind neun übrig geblieben. Die Zeit ist aus den Fugen. Es ist nicht einfach ein entlegener Ort an der europäischen Peripherie. Es ist ein anderes Jahrhundert, und es erteilt eine Lektion in Demut.



»Ich mag die Stille hier«, sagt Anton heiter, »ich mag, dass ich jeden Tag rausfahren kann und fischen. Manchmal fange ich gar nichts, manchmal 20 Kilo, aber das ist mein Leben.« Es gibt süße Kekse und eine kleine religiöse Broschüre, mehr als Test, vermute ich, ob ich sie ablehnen würde, denn als Geschenk.

Anton hat Ceaușescu erlebt, die kommunistische Repression, er hat den Umbruch zur Demokratie erlebt und den Verlust der alten Welt, er hat den Niedergang der rumänischen Fischfangflotte erlebt, aber auch die Veränderungen des Klimas, die langen Dürreperioden, die den Boden hinter seinem Haus immer weiter austrocknen. Was konstant blieb, waren seine Arbeit, sein Glaube und seine Eigensinnigkeit. Anton respektiert die Demokratie, er weiß, welche Freiheiten sie ihm garantiert, aber in all den Jahren der rumänischen Demokratie hat er kein einziges Mal gewählt. »Vorher war es nur Zwang, wir mussten wählen, auch wenn es keine Wahl gab. Als ich dann die Wahl hatte, mich zu entscheiden, habe ich entschieden, nicht zu wählen«, erklärt Anton und klingt dabei so genau wie Bartleby aus Herman Melvilles gleichnamigem Roman, dass ich es zuerst kaum glauben kann. »I would prefer not to.«

Misstrauen ist eine ambivalente politische Emotion. Sie kann zur Lähmung führen, sie kann sich in Ressentiment verwandeln und Hass und Gewalt unterfüttern. Das ist, woran die falschen Propheten der autoritären Bewegungen überall in Europa appellieren und was sie gegen die Demokratie zu mobilisieren versuchen. Aber Misstrauen kann auch zu sozialem Engagement, zu wechselseitiger Fürsorge führen. Wer gewohnt ist, staatliche Instanzen zu fürchten, wen die machtvollen Strukturen immer ausschließen oder bedrohen, der vertraut eher zivilgesellschaftlichen Vergemeinschaftungen, lokalen Netzwerken, Verbindungen aus ähnlicher Not. Das teilen Migrantinnen und Migranten mit queeren Menschen in Europa, aber das verbindet sie eben auch mit manchen Osteuropäerinnen.

GRENZERFAHRUNG

Vielleicht erklärt das auch, was wir in der Grenzregion erleben, all die Kilometer, die wir nordwärts reisen, erst entlang der Donau, dann entlang des Pruth, an den Grenzübergängen zwischen Galați, Oancea und Bogdănești bis nach Iași. In Istanbul mag gerade verhandelt werden über eine Öffnung des Hafens von Odessa, aber darauf vertrauen, dass Russland eine Zusage gibt, will niemand. Hier mag offiziell die Grenze der EU verlaufen, die Ukraine mag (noch) außerhalb sein, aber das zu beachten, wäre nur Zeitverlust. Hier ist eine andere Front, aber auch hier geht es um taktischen Raum- oder Zeitgewinn.



Und so stehen sie an der Donau, ukrainische, rumänische, moldauische Lkw-Fahrer, warten Tage und Nächte, bis sie drankommen und mit einer der wenigen Fähren über den Fluss setzen können. Ob es nun ihr eigenes Land ist, das zerstört wird, oder das des Fahrers vor ihnen, spielt keine Rolle. Freiheit ist nichts, was einem gehört, sondern etwas, was man tut.

Galați und Bogdănești, Rumänien

Weil unser wunderbarer Übersetzer Raul Stef zwar Englisch, Deutsch und Rumänisch, aber kein Ukrainisch spricht, stehe ich hilflos vor Alexander, der in Galați am Hafen mit seinem Lkw parkt und auf seine Zollpapiere wartet, er holt sein Smartphone aus der Hosentasche, tippt und spricht in eine Übersetzungs-App, die dann wiederum mit mir spricht, was schon deshalb sehr lustig ist, weil der analog muskulös-maskuline Kerl vor mir eine digital zart-weibliche Stimme verpasst bekommt, die nun »Putin ist ein Bastard« sagt, und dann überträgt sich das ganze Grauen. »Die russischen Soldaten sind wie auf Droge«, er tippt und spricht, dann: »Wir haben nicht genug Worte, um zu beschreiben, was wir gesehen haben.« Er transportiert 24 Tonnen Soja, vier Tage lang musste er an der Grenze warten, aber er beklagt sich nicht.

»Und? Findest du Europa?«, hatte ein Freund aus Frankfurt per E-Mail gefragt, witzig, sehr witzig, dachte ich und ärgerte mich, aber je länger ich über die Frage nachdachte, desto interessanter wurde sie. Über Europa zu schreiben mutet unsexy an, das Thema klingt nach didaktischen Nachmittagssendungen im Öffentlich-Rechtlichen, nach Ursula-von-der-Leyen-Kostümen oder Traktaten über Demokratie und Größe. Europa wirkt vornehmlich dann attraktiv, wenn es nicht beim Namen genannt wird, wenn es da ist, magisch, wenn es in Anspruch genommen werden kann, ohne es zugeben zu müssen.

GRENZERFAHRUNG

Aber auf dieser Reise erlebe ich es doch, dieses großartige, wundersame, widersprüchliche Europa und das, wofür es stehen könnte.

Wir hatten gestoppt in einem trostlosen Ort in der Provinz Moldau, dem »Ground Zero der Armut« in Rumänien, wie es jemand genannt hatte. Wir waren zu Fuß zum Ufer des Pruth unterwegs, auf der Suche nach einem Abschnitt, an dem die Grenze bitte so aussehen sollte, wie man sich eine Grenze vorstellt. Die echte Grenze kann noch so erfreulich naturbelassen ausschauen, sie wirkt unecht, wenn sie nicht der eingeübten ästhetischen Fantasie einer Grenze entspricht. Dabei kann »zu viel Grenze« (wie in Calais) so irritieren wie »zu wenig Grenze« (wie hier). Wir stolpern also so einen staubigen Weg hinunter, als plötzlich ein entsetzlicher Laut zu hören ist, ein Jaulen wie von einem Tier, eine Frau, die weint und wimmert, in einem Haus neben dem Weg. Ich stocke und rufe nach Raul, um zu fragen, ob er aus dem Jammern einzelne Worte herausfiltern kann, als eine junge Frau, die Nachbarin vom gegenüberliegenden Grundstück, ruft: »Don't worry, really, don't worry, she is okay!«

Erst sprechen wir über den Zaun hinweg, Ana Maria will mich beruhigen, »wenn sie einsam ist, spricht sie mit Gott«, sagt sie, und dann, wie zum Trost, lädt sie uns zu sich und ihren Schwiegereltern ein.

Da sitzen wir dann draußen, die Hühner laufen um uns herum, im Stall liegt ein ahnungslos vergnügtes Schwein, das zu Weihnachten geschlachtet werden soll, es gibt Wassermelone und selbst gemachten Kirschsirup, und sie entschuldigen sich, als ob das nicht schon genug wäre.

Es teilen am großzügigsten die, die am wenigsten zu teilen haben.



Ana Maria ist gerade zu Besuch bei der Familie. Sie arbeitet sonst in Crewe, in England, in einer Verpackungsfabrik, seit vier Jahren; wenn das Geld reicht, kommt sie einmal im Jahr nach Bogdănești.

GRENZERFAHRUNG

75 Prozent der Dorfbewohner sind geflohen, vor der Armut, was gern »Arbeitnehmerfreizügigkeit« genannt wird, fühlt sich wenig freizügig an. »Sie werden nicht zurückkommen«, sagt Marian, ihr Schwiegervater.



Der Krieg hat den Preis für einen Laib Brot verdreifacht, den für Benzin mehr als verdoppelt. Wenn einer von ihnen ins Krankenhaus muss, geht das im Geflecht der Korruption nur mit Bestechung, zuletzt hat Marian mit Säcken Kartoffeln und Tomaten bezahlt, damit seine krebserkrankte Frau behandelt wurde. Es reicht hinten wie vorne nicht, aber von Verhandlungen, wie sie manche Briefeschreiber bei uns fordern, wollen sie nichts wissen. »Das ist kein Krieg«, sagt Marian, »das ist ein Verbrechen«, er bewundert, wie die Ukrainer sich zur Wehr setzen, es braucht Respekt vor der eigenen Gesellschaft und dem, wonach man sich sehnt, wohin man aufbricht.

Das ist, was Europa für sie hier bedeutet.

Vielleicht sollten wir aufhören zu fragen: »Woher kommst du?«, vielleicht ist Herkunft die falsche Kategorie, vielleicht sollten wir fragen: »Wohin willst du?«, vielleicht ist das die politisch relevantere Richtung, die Sehnsucht nach, der Aufbruch zu. Das öffnet ganz andere Allianzen und Verbindungen.

Făgăraș, Rumänien

Der Aufbruch in Europa ist ein doppelter: Die EU will die Unabhängigkeit von Russland, und gleichzeitig will sie bis 2050 klimaneutral werden. Die monumentale Aufgabe besteht darin, die Krisen nicht gegeneinander auszuspielen. Keine Hierarchisierung von Notwendigkeiten zuzulassen. Die Naturschätze des Kontinents gehören schließlich auch zu den gemeinschaftlichen Werten, die geschützt sein wollen.

GRENZERFAHRUNG



Deswegen haben wir uns aufgemacht zu einer der spektakulärsten europäischen Landschaften: den Naturwäldern in den Karpaten, bei Făgăraș. Über 500.000 Hektar Alt- und Primärwälder verfügt Rumänien, 300.000 davon durch EU-Recht als »Natura 2000« geschützte Gegenden. Es ist ein einzigartiges, artenreiches Ökosystem mit den letzten großen Urwäldern der gemäßigten Klimazone.

Wir sind unterwegs mit Ciprian Galusca von Greenpeace, zunächst mit dem Auto von Domnești aus hinein in die Berge, durch steile, holprige Wege, inmitten von Rotbuchen, Fichten, Lärchen, ab und an tauchen Angler am Gebirgsbach auf, manchmal Transporter mit Holzstämmen, sonst Einsamkeit. Wir lassen die Wagen auf einer Lichtung zurück und gehen zu Fuß weiter, immer höher, durch die grüne Pracht, bis es kahler wird, erst hier und da eine Lücke, dann öffnet sich die Gegend, und auf einmal ist es nur eine ansteigende, hellgrün-gräuliche Fläche, aus der abgestorbene Bäume oder Stümpfe herausstaken. Mir fällt Verdun ein. Auch wenn dies eine ganz andere Landschaft ist. Aber es ist auch ein Schlachtfeld, nur das einer Verwüstung der Natur. »Ich bin zutiefst enttäuscht von uns allen«, sagt Ciprian, »dass wir das hier zulassen.«

Seit Jahren dezimiert legaler und illegaler Holzschlag die Wälder Rumäniens. Nichts hat bislang verhindern können, dass jahrhundertealte Bäume lediglich als Ware begriffen werden. Wie lange es braucht, bis sie nachwachsen, schert aus den mit der Holzwirtschaft verwobenen mafiosen Strukturen niemanden.

Schon vor zwei Jahren eröffnete die EU ein Vertragsverletzungsverfahren gegen Rumänien, weil die Regierung den illegalen Holzeinschlag nicht ausreichend sanktioniert. Alle Versuche, die Wälder zu inventarisieren, die Entnahme von Bäumen digital zu tracken, haben nicht gereicht. Mittlerweile schürt paradoxerweise die Suche nach grüner Energie die immer hemmungslosere Nachfrage, weil Holz immer noch als nachhaltig gilt.

»Die meisten Menschen waren nicht an einem Ort wie diesem«, sagt Ciprian und zeigt auf die versehrte Natur, »sie hören davon nur aus zweiter Hand und fühlen sich nicht verbunden genug.« Wenn es um die Bedeutung von Urwäldern für das Klima geht, assoziieren wir damit

GRENZERFAHRUNG

den Amazonas in Brasilien. Die Bilder von den zerstörerischen Landnahmen und Brandrodungen sind uns vertraut, aber sie transportieren stets die Vorstellung von Distanz, den Missbrauch, den empörenden, so wollen wir glauben, begehen stets andere.



Wie im Herzen Europas gerade Naturwälder ausgebeutet werden, wie auch hier Umweltaktivisten bedroht und verletzt werden, das ist, obgleich so nah, weniger im öffentlichen Bewusstsein.

»Vielleicht beginnt der Fehler damit, die Natur für den Hintergrund zu halten«, schreibt die Philosophin Eva von Raedecker in *Revolution für das Leben*. Das trifft es, darin liegt das Versagen: die Umwelt als etwas von uns Entkoppeltes zu glauben, etwas Dekoratives oder als Materie, die sich ohne Verlust ausnutzen und verwerten ließe. Das könnte man, wenngleich etwas abgewandelt, auch über Europa sagen: Vielleicht beginnt der Fehler damit, Europa für den Hintergrund zu halten. Etwas von uns Entkoppeltes. Aber Europa findet nicht hinter uns oder neben uns statt, wir sind darin eingelassen und dadurch verwundbar.

Wenn Europa gut ist, funktioniert es als Instrument der Kritik, als etwas, worauf sich alle berufen können, die in ihren Gesellschaften nicht als gleichwertig anerkannt werden, deren Regierungen nicht liberal genug, nicht demokratisch genug oder auch nicht nachhaltig genug handeln. So argumentieren zivilgesellschaftliche Bewegungen mit Europa als Hebel.

»Hier geht es nicht um Rumänien«, sagt Ciprian, »hier geht es um Europa, das sein eigenes Erbe verrät.«

Vielleicht ist das eine der Lehren aus diesen miteinander verwobenen Krisen aus Pandemie, Klimakatastrophe und diesem Krieg gegen Autokratie: Was uns trägt als Gemeinschaft, sind die ökologischen, die sozialen, die demokratischen Infrastrukturen. Sie müssen verteidigt werden. Nicht nur rhetorisch, sondern auch substantiell. Nicht nur nach außen, sondern auch nach innen. Es braucht nicht weniger, sondern mehr wechselseitige Einmischung, wenn es um Klimaschutz, um gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, aber auch wenn es um Arbeitslosigkeit und soziale Not geht.

GRENZERFAHRUNG

Damit Europa als Heimat verstanden wird, muss es bereist, kritisiert, besprochen werden, und dazu müssen die verschiedenen Erfahrungen und Perspektiven einander zugemutet, angeboten, verknüpft werden. »Sofern wir im Plural existieren«, schrieb die Philosophin Hannah Arendt in *Vita activa*, »sofern wir in dieser Welt leben, uns bewegen und handeln, hat nur das Sinn, worüber wir miteinander oder wohl auch mit uns selbst sprechen können.« Das setzt eine Gabe voraus, die auf dieser Reise schon, wie ein Basso continuo, alle Begegnungen unterlegt: das Übersetzen. Es müssen Begriffe in Erfahrungen übersetzt werden, es muss finanzpolitische oder ökologische Expertensprache übersetzt werden in Geschichten von Zusammenhängen, die nahbar sind, es müssen Gesetze und Normen in lebensweltliche Erfahrungen übersetzt werden, es müssen Einsprüche von Minderheiten übersetzt werden in Fantasien und Bilder, die die Mehrheit nachvollziehen kann, selbst wenn sie es eigentlich nicht möchte.

Berlin, Deutschland

Um zu verstehen, was das wirklich heißt: im Plural existieren, um zu verstehen, wie das praktisch gelingen kann, treffe ich den niederländischen EU-Übersetzer Anne Middelhoek. Middelhoek arbeitet in Luxemburg als »Linguistic Administrator« beim Centre du traduction des organes de l'Union européenne, dem Übersetzungszentrum der Einrichtungen der EU, aber er pendelt privat nach Berlin. 15 Jahre lang hat Middelhoek frei als Übersetzer für EU-Einrichtungen gearbeitet, davon sieben Jahre für den Europäischen Gerichtshof. Jetzt hat er es vornehmlich mit europäischen Anmeldungen auf geistiges Eigentum, Markenschutz, aber auch Anträgen auf Medikamentenzulassungen zu tun.

Wir sitzen in einem Café in Kreuzberg, und er erzählt vom Handwerk des Übersetzens, warum für jedes Wort, jeden Satz immer der Kontext recherchiert und wirklich verstanden sein will. Jede Anmeldung auf Markenschutz muss nicht zuletzt Gründe liefern, worin sich ein bestimmtes Produkt von anderen denn tatsächlich unterscheidet, das braucht hyperpräzise Beschreibungen, woraus etwas beschaffen ist, wie etwas wirkt oder funktioniert. Insofern kommt es nicht allein auf Sprachkenntnis an, wie gut jemand das Niederländische oder Deutsche beherrscht, sondern darauf, wie genau Argumente nachvollzogen werden. Wie kompliziert das ist, wird an einem Exempel deutlich: Ein Wort wie das deutsche »Behälter«, erzählt er lachend, funktioniert nicht so einfach, das Deutsche eigne sich besonders für abstrakte Begriffe, im Niederländischen müsse es konkreter sein, »Fass«, »Wanne«, »Büchse«.

Es sind gerade die Unterschiede der Sprachen und das, was beim Übersetzen von einer in die andere geschieht, was es so kostbar macht: »Man hat mindestens so viele Perspektiven wie Sprachen«, sagt Anne Middelhoek: »Jede Sprache ist eine Welt für sich, jede Sprache eine Weltdeutung.«

Trotzdem fehlt es in Europa noch immer an einem Sender, der sich diese Sprachen und Perspektiven auch zu eigen macht. Es gibt den Fernsehsender arte, auf Deutsch und Französisch, immerhin, aber es braucht auch Stimmen aus den anderen Regionen Europas. Wenn in dieser Krise in den vergangenen Monaten immer wieder von den sicherheitsrelevanten Strukturen gesprochen wurde, dann wurde eine vernachlässigt: die europäische Öffentlichkeit. Ohne eine Öffentlichkeit, in der nicht nur Desinformation und Lüge, sondern Wissen und Informationen geteilt werden, ohne eine Öffentlichkeit, in der angstfrei und leidenschaftlich miteinander gerungen werden kann, in der alle mit ihren unterschiedlichen Erinnerungen und Nöten gehört werden, kann Europa sich nicht verständigen.

GRENZERFAHRUNG

Das muss eine der Lehren aus diesem Krieg sein: dass nie wieder überhört werden darf, was es an Warnungen gibt, dass die Erfahrungen derer, die unter kolonialer, imperialer Repression und Gewalt zu leiden haben, nie mehr geleugnet werden.

Verstehen ist immer auch Arbeit. Einander in Europa zu verstehen, setzt voraus, dass wir erzählen und zuhören, dass wir vergleichen und als nicht gleich begreifen, dass die vielfältigen Sprachen und Erfahrungen bewahrt werden. Wir müssen den Fluch aus Identität und Differenz verwandeln in Ähnlichkeiten, die Geschichten und Bilder, mit denen wir aufgewachsen sind, übersetzen in Geschichten und Bilder, die für andere verständlich sind.

Die Schonfrist ist zu Ende. Vielleicht ist das gut so. Vielleicht wurde es Zeit, dass wir aufwachen aus der bequemen Starre in Europa, dass wir endlich ernsthaft allen autoritären, faschistischen Anfeindungen widerstehen, dass wir alles einsetzen, nicht irgendwann, nicht nur in der Mitte, sondern jetzt und auch an den Rändern. Die Rechte und Werte, auf die wir uns berufen, sind wertlos, wenn wir sie nur behaupten, aber nicht die politische, soziale, ökologische Infrastruktur dafür stellen und sie wirklich allen, gleichwertig und substanziell, gewähren. Europa ist keine abgeschlossene Ordnung, sondern ein offenes Projekt, das ist Geschenk wie Aufgabe zugleich, wir dürfen es nutzen, aber wir müssen es auch verbessern.

Carolin Emcke



Team

Text Carolin Emcke

Fotos Sebastian Bolesch

Digitales Storytelling Sara Peschke

Digitales Design Lea Sophie Fetkötter